



Zeitzeugen berichten

Paul Weidmann, Jahrgang 1931

Wir mussten eng zusammen rücken – wie alle Ausgebombten

Ich berichtete schon, dass wir nach der Ausbombung im Juli 1943 in einem notdürftig ausgebauten Keller wohnten. Im Januar 45 erhielten wir erst einen, dann drei Räume im Postamt 20 in der Eppendorfer Landstraße, weil unsere Mutter Beamtin im Fernsprechamt war.

Zu beobachten war, und ich erinnere mich sehr wohl, dass die Besitzenden, die nicht ausgebombt waren – Bekannte, aber mehr noch Verwandte - von den Ausgebombten abrückten.

Andererseits gab es aber auch sehr weitläufige Verwandtschaftsverhältnisse, die sich in der Not stabilisierten. Diese Beziehungen boten eine Überlebenschance. Hilfreich standen uns zur Seite Adolf Lau (Adje), Malermeister und Freund meines verstorbenen Vaters, und Ludwig Röhr, Stahlgießer, dessen Frau unsere Raumpflegerin gewesen war und die in Hamm verbrannte, und dessen Sohn, mein großer Freund Ewald, der 1945 noch in Ägypten in Kriegsgefangenschaft war. Eng verbunden blieben wir mit der Cousine meiner Großmutter Helene Webs, ihrer Tochter Käthe Hansen und ihrer Enkelin Lorly. Der ältere Bruder unserer Mutter, unser Onkel Walther, wohnte mit seiner Frau Friedel in Eppendorf. Sie waren nicht ausgebombt, hatten eine große Wohnung und Tante Friedel war in der Verteilerstelle für Lebensmittelkarten angestellt. Also – eigentlich war sie dienstverpflichtet und von ihrem Mann, der stellvertretender Ortsgruppenleiter war, in diese Position hineingeschoben. Ihre Wohnung glich 1945 einem Lebensmittellager. Für seine Schwester – meine Mutter - hatte dieser Bruder kein Stück Brot.

Ein Kollege meiner Mutter sorgte im April 1943 dafür, dass meine Jungvolkuniform und mein Fahrtenmesser vergraben wurden. Als sich dann herausstellte, dass die Besatzer nach solchen Sachen nicht fahndeten, wollten wir natürlich die Klamotten, die wir dringend in verwandelter Form zum Anziehen brauchten, wieder haben. Wir mussten erfahren, dass die Sachen angeblich geklaut worden waren. In Dänemark lebte die Frau meines gefallenen Halbbruders mit ihrem Sohn Kurt (2). Über einen für uns undurchschaubaren Weg (die Grenze zu Dänemark war gesperrt) wurde uns von einer Freundin meiner Mutter, die offenbar als Kurier wirkte, ein Fresspaket überbracht. So erlebten wir einen Glückstag besonderer Art – es war wie Weihnachten. – Fortsetzung folgt.

Seit mehreren Jahren hatten wir keine Schule. Alle Versuche des Selbststudiums waren gescheitert. Heute verstehe ich nicht mehr, wieso ich diesen schullosen Zustand weitgehend unbesorgt ertragen habe. Meine Mutter meinte zwar: „Was soll nur aus euch werden?“ Dabei blieb es dann aber auch, was vermutlich aus der Kriegssituation zu begreifen ist.

Im Sommer 1945 holte uns die Schule ein. Mein Bruder kam im April auf die Realschule Breitenfelderstraße (sein Mathematiklehrer schrieb ihm ins Poesie-Album: „dem König der Mathematiker“; mein Bruder war ein Zahlenmensch, als Finanz- und Steuerexperte von bedeutendem Ruf wurde er Generalbevollmächtigter der Dresdner Bank – Lateinamerika) und ich in die 7. Klasse der Volksschule und 1947 auf die Handelsschule. Für eine Übernahme in das Gymnasium war ich zu alt. Zum ersten Mal machte ich mir Sorgen um meine Zukunft. Meine Berufswünsche waren ohne Abitur nicht zu verwirklichen. Dem Denken der Zeit

entsprechend wollte ich Offizier werden, dann – in meiner religiösen Phase – Pastor und letztlich hoffte ich Lehrer zu werden. Ich wurde in die Volksschule Schottmüllerstraße eingeschult. Der Schulleiter war Dr. Roggenkamp und mein Klassenlehrer Herr Hellberg. Eines Tages durfte auch ich das Amt des Essenausgebers übernehmen. Auf dem Boden der Tonne lagen die Fleischstücke. Ich fühlte mich als so eine Art Herr über die Guten und Bösen. Nach der Schule stand mein Großvater mit einem großen Topf auf dem Schulhof und mit stillschweigender Billigung der Lehrer holte er die Restsuppe. Während dieser Zeit brauchten wir nicht mehr zu der öffentlichen Speisung der Bedürftigen gehen.

Noch während der NS-Zeit hatte meine Mutter angeordnet, dass wir zum Konfirmanden-Unterricht zu gehen hätten. Da die Heiligengeist-Kirche in Alt-Barmbek zerstört war, unterrichtete Pastor Friedrich Ottmer die Konfirmanden in der Bugenhagen-Kirche. Unvergessen ist mir die erste Konfirmanden-Stunde als Begegnung mit einem umfassend gebildeten Menschen, der Wärme und Zuneigung zu seinen „Zöglingen“ ausstrahlte. Drei Dinge sind mir aus dieser ersten Stunde in der Erinnerung geblieben und von mir oft zitiert und in allen möglichen Abwandlungen verwendet worden: Zum einen Emanuel Kant und sein Kategorischer Imperativ und seine Definition der Aufklärung als das Heraustreten des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit, und zum anderen das Bekenntnis „Alle Zonen Völker liegen auf den Knien vor einem Göttlichen, das sie empor soll ziehen.“

Aufzeichnungen über die Festtage 1945/46 finde ich nicht. Es fehlt mir auch jede Erinnerung. In den Wintertagen lag die Temperatur ständig unter -10 Grad Celsius. Das politische Geschehen nahm ich kaum wahr. Beherrscht wurde unser aller Denken von der Nahrungsmittelknappheit. Ich kann mir auch heute noch kaum vorstellen, wie unsere Mutter neben ihrem Dienst die Sorgen um unsere Existenz ertragen hat. Ein eigenes Leben hatte sie nicht.

Problematisch wurde es, als zwei Schwestern (Ida und Emmi) meiner verstorbenen Großmutter auch noch bei uns einzogen, weil sie in ihrer Laube außerhalb Hamburgs zu erfrieren drohten. Ida meinte gehässig: „Jetzt ist Schmalhans Küchenmeister“. Unsere Mutter war am Rande eines Zusammenbruchs, sie musste sorgen und besorgen und zusätzlich Erhaschtes jetzt durch sechs und, als Onkel Kurt bei uns wohnte, durch sieben teilen. Eine schwer zu ertragende Belastung für uns alle. Ida stürzte beim Einsteigen in den Eisenbahnzug, brach sich den Oberschenkel und starb einige Tage später an einer Lungenentzündung im Krankenhaus.

Peter und ich hatten für die Schule zu arbeiten. Wir lenkten uns im Spiel ab. Mit ausgeschnittenen Figuren spielten wir Geschichten aus Büchern, Kino und Theater nach. Dieses phantasievolle Spielen lenkte uns vom Hunger ab.

Onkel Kurt, der nicht geflohen war, wurde von den Russen misshandelt und – bewusstlos in der Badewanne liegend - in seinem Haus eingesperrt. Dass er nicht vom einlaufenden Wasser ertränkt wurde, verhinderte die Stromsperre, die die Funktion der Wasserpumpe stoppte. Ein Bajonett-Stich hatte seine eine Niere verletzt. Da er außerdem Angina Pectoris hatte, wurde sein Leben zum Siechtum und seine Briefe an seine Schwester, unsere Mutter, waren Schreie um Hilfe. Nach sorgfältiger Abwägung aller Schwierigkeiten beschlossen wir, dass unsere Mutter versuchen sollte, in die Russische Besatzungszone zu fahren, um Onkel Kurt nach Hamburg zu holen.

Frau Nielsen, unsere ehemalige „Nähfrau“, wurde gebeten, unserem Großvater bei der Versorgung von Peter und mir zur Seite zu stehen. Zunächst musste geklärt werden, ob meine Mutter vom Dienst beurlaubt werden konnte. Im Fernmeldeamt (Postamt 20) wohnte neben uns eine Familie Delfs. Herr Delfs war Amtmann und der Sohn Leutnant zur See. Übrigens räumte

der Sohn Minen in der Nordsee in voller Uniform des II. Weltkrieges und trug sogar seinen Marinedolch. Über uns wohnte mit seiner Tochter Dr. Hartmann, der Präsident der Oberpostdirektion Hamburg. Mit seiner menschlich verständnisvollen Hilfe wurde die Reise unserer Mutter gen Osten möglich. Am Donnerstag, dem 17. Januar 1946, fuhr unsere Mutter um 11.03 von Hamburg-Hauptbahnhof Richtung Hannover. Von dort – so erfuhren wir später - ging es auf offenem Güterwagen an die Zonen-Grenze, sie übernachtete im Flüchtlingslager. Unsere Mutter blieb von Übeln verschont durch das Mitgefühl eines russischen Offiziers. Die letzte Strecke von Groß Körös bis Schwerin Kreis Teltow (in der Nähe von Königswusterhausen) quälte sich unser Mutter über den zugefrorenen Teupitzsee. Bekleidet war sie u. a. mit langen Männer-Unterhosen.

Tagelang blieben wir ohne jede Nachricht. Ende Januar schrieb ich in mein Tagebuch: „Ein auf alle Fälle entscheidender Monat, der unser aller Schicksal in sich trägt,“ und am 1. Februar, dem 47. Geburtstag unserer Mutter, „Unsere Gedanken sind bei Dir (...), hoffentlich kommst du bald wieder.“ Dann habe ich notiert am 5. Februar, „endlich Post von Mama – Gott sei Dank.“ Dann noch einmal Post am 19. Februar und endlich am Freitag, dem 15. März (!), ein Telegramm: „Wir kommen!“

Onkel Kurt und seine Schwester waren mit einem Krankenwagen bis an die Zonengrenze befördert worden und dann mit dem Zug nach Hamburg. Unser Onkel trug einen Vollbart, war sehr elend, weinerlich und völlig hilflos. Er kam sofort ins Eppendorfer Krankenhaus. Ich erinnere mich sehr wohl über unser grenzenloses Glück: Wir hatten unsere Mutter wieder! Ich erinnere aber auch, dass mein Großvater, also Onkel Kurts Vater, sich reserviert verhielt, weil er es für unverantwortlich hielt, dass sein Sohn unsere Mutter quasi moralisch verpflichtet hatte, ihn zu retten.

Am Sonntag Palmarum, dem 14. April, wurde ich eingeseget mit den Worten aus dem Johannes Evangelium „ich bin das Licht der Welt und wer mir nachfolget, der wird nicht in Finsternis wandeln“ (Joh. 8, 12).

Meine Mutter hatte mir von ihrer Reise nach Schwerin Kreis Teltow einen schwarzen Anzug mitgebracht, in den vor den Flammen geretteten Koffern waren auch ein paar Lackschuhe. So war ich einer der elegantesten Konfirmanden. Natürlich hatte unsere Mutter Lebensmittel für diesen Tag erspart, und so gab es Torten und Butterkuchen und sogar Bohnenkaffee sowie zum Mittag Bouillon mit Fleischklößen, Erbsen und Wurzeln,, Kartoffeln, Kalbsteak und Pudding mit Kirschsauce. Abends trank ich mein erstes Glas Wein.

Ende Mai schrieb ich als eine Art Zusammenfassung in mein Tagebuch: Obwohl wir alle wieder zusammen sind, war der Monat Mai ein grauenhafter Hungermonat. Möge Gott geben, dass es nicht noch schlimmer wird.

Bearbeitet von: Ute Mielow-Weidmann